

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 29.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlornen Mann.

Von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Ich habe geruht; geschlafen kaum, — traumdurchwörter Schlummer einer heißen Sommernacht. Mit dem ersten Grauen des Morgens erhob ich mich vom Lager. Des aufgehenden Sonnenballes erste Strahlen lugen auf diese Heilen, durch das geöffnete Fenster dringt des Morgens Frische. Sie erquidete meine Stirn, nicht meine Brust.

Wie nenne ich das Gefühl, das plötzlich meine Seele erfaßte in schwindelndem Taumel, wie das Gefühl, das mich urplötzlich, den Fünfundzwanziger, zu einem Mädchen zieht, das wohl kaum die Zwanzig überschritten? Liebe, ja Liebe! ruft mein Herz, und seltsames Behagen, süßer Schauer durchrieselt meine Sinne. Ich liebe Melanie, sage ich leise und noch einmal lauter, und hinaus-schreien möchte ich's und die Welt füllen mit meiner Stimme schall: Ich liebe sie! —

Bernunft, kalte, abwägende Vernunft, die so oft genadt und mit eisigem, aber heilenden Finger das heftig wallende Blut gestillt, wo bleibt sie!? Umsonst rufe ich dich, umsonst stelle ich mich dem eigenen Gericht. Umsonst, — eine zu mächtige Partei ist die Leidenschaft, das Herz ein zu leicht bestochener Richter.

Was ist es denn, was mich an jenes Mädchen fesselt, das mein Auge nie zuvor erblickte. Melanie von der Hellen ist nicht einmal eine Schönheit ersten Ranges zu nennen. Vielleicht ergreift mich ihre Erscheinung um so stärker, als sie so gänzlich von der Vorstellung abweicht, die ich mir von dem guten Engel Wolfshagens geschaffen. Semmelblond, hager, blauäugig — anders vermochte ich mir die Tochter von der Hellen nicht zu denken. Melanie ist von schlankem, aber eleganten Wuchs, das dunkelblonde, einfach geordnete Haar von seltener Fülle und Weiche, das braune Auge ein Spiegel der Seele — alles Edlen, alles Schönen Widerglanz.

Mein treuer Bernhardt kommt, er ist des Jubels voll. Die Maschine ist in Thätigkeit und übertrifft seine kühnsten Hoffnungen; in wenig Jahren muß sich, nach seiner Berechnung, mein Vermögen um die Hälfte vergrößert haben. Er ladet mich dringend ein, zur Fabrik zu kommen, mich selber zu überzeugen. Ich muß ihm schon den Willen thun, obgleich ich am liebsten allein wäre mit meinen Gedanken; mir ist alles so gleich, außer einem; — doch nein, je reicher ich würde, desto strahlender vermöchte ich ihren Lebensspfad zu schmücken, Fürstinnen sollten sie beneiden, wenn — wenn —

Alter Mann mit dem jugendlichen Aussehen, laß ab, — laß ab! —

Ich will hinüber. Nie war ich feige. Keine Gefahr gab es, der ich nicht ins Auge geschaut; ich will auf meine alten Tage den mir gelobten Grundsätzen nicht treubruchig werden. Schon war meine Reisetasche gepackt, ich wollte fliehen, vor mir selber, zu meinem Sohne wollte ich, — aber was hätte ich dort gefunden, — was bei meinen Kindern des Vaters feurig schlagendes Herz? Ich weiß, sie lieben mich, aber ihre Liebe trägt Glacehandschuhe und bietet die Fingerspitzen, wo ich nach Seele lechze, nach voller, warmer, empfindender Seele, wie bei ihr, bei Melanie. Nun bleibt alles beim Alten. Ich glaube, ruhig zu sein, ich bin gewiß, heute werde ich mit anderen Augen schauen, mit anderem Maße messen, — ich will hinüber, — wenn es doch noch immer die Leidenschaft wäre, die der Vernunft schmeichelt: „Geh!“ —

Abends elf Uhr.

Warum kommt mir Goethe's, des Unsterblichen, Greisenalter nicht aus dem Sinn, das am Spätabend seines olympischen Daseins noch die Liebe zu einem blühenden, jugendfrischen Kinde verschönte? Hat Goethe ein Recht, anders zu fühlen, als ich? Bin ich nicht Mensch, wie er? Wer, der nicht wagt, gegen den Kroniden den Stein zu heben, wagt Kaspar Ehrenfried Waldenau zu verdammen?

Daß ich Wolfshagen kaufe, unterliegt keinem Bedenken mehr. Allein soviel gibt es zu ordnen, so verwickelt sind die Verhältnisse des Guts, daß wohl noch geraume Zeit verstreichen kann, ehe die Sache zustande kommt. Auch ohnedies hätte ich die Sache hingezögert, um ihr nahe sein zu dürfen. Mittlerweile habe ich dem Baron versprochen, die dringendsten Gläubiger zu befriedigen, selbst die Bücher des Gutsverwalters einzusehen, — das führt mich wieder und wieder nach Wolfshagen, unaufhaltsam meinem Schicksal entgegen. Es ist beschlossen. Zurück kann ich nicht. Der heutige Tag hat über mich entschieden.

Ob sie eine Ahnung hat von den Gefühlen, die meine Brust durchbeben, während die Konvenienz mich zu förmlicher, gleichgültiger Unterhaltung zwingt? Ich fürchte es fast, denn hin und wieder sehe ich ihr dunkles Auge mit unverkennbarem Ausdruck der Besorgniß, ja, der Angst, auf mich gerichtet, ein Erbleichen fliegt durch ihr Antlitz, ein Beben durch ihre Glieder, vergeße ich mich durch Blick oder Wort, — und doch, wenn sie zu mir redet, tönt jedes Wort so schlicht, so warm, so herzlich, eine Fülle der Empfindung geht ein in meine Brust. Ich fühle mich so jung, so gut. —

Entschieden nicht ohne Absicht läßt uns der Baron wiederholt allein, — der reiche Schwiegersohn Waldenau wäre ihm schon recht. Würste er, wie dankbar ich ihm bin für jede Minute des Alleinseins mit Melanie, obgleich unsere Unterhaltung nie um eines Härchens Breite von einem Gespräch abweicht, das alle Welt zum Zeugen haben könnte. Sie hat offen ihre Freude über meine körperliche und geistige Frische ausgesprochen, aber als ich die Gelegenheit benutzte und von meinen Gefühlen reden wollte, lenkte sie auf ein anderes Thema, und wiederum sah ich jenen Ausdruck der Besorgniß ihre Stirn beschatten, — wenn sie eine Erklärung fürchten, eine andere Liebe ihr Herz füllen sollte —

Ich mag nicht denken!

Sie sprach von meinem Sohne, seiner Gattin; ich schilderte unser Verhältniß, wie es ist, ungeheuchelt, ungeschminkt, — sie schien mit Theilnahme meinem Bericht zu folgen. Des Urtheils enthielt sie sich, aber nicht mir, dem warm, vielleicht zu warm Fühlenden schien sie die Schuld beizumessen, daß die Kette, die Vater und Sohn verbindet, loser geknüpft, als die Natur es mit sich bringen sollte.

Natur, Band der Natur, Stimme der Natur, — habe ich ein Recht, den geheiligten Namen, wenn er wirklich den Begriff der Wahrheit in sich schließt, zu profaniren, der wider ihn zu sündigen im Begriff, der mit Wollust einschläuft der Sünde süßes Gift? Ich thu's, ich thu's, — ist Natur Wahrheit, wird sie sich zu rächen wissen, — ich bin darauf gefaßt.

Acht Tage sind verstrichen, jeder führte mich nach Wolfshagen; mein treuer Bernhard macht mir Vorwürfe, daß ich mich nicht um des Hauses geschäftliche Angelegenheiten kümmere. Infolge der durch Anschaffung der neuen Maschine billiger als andere Fabriken zu liefernden Ausführung laufen die Aufträge massenhaft ein. Bernhard kann die obere Leitung kaum bewältigen. Er scheint traurig und etwas auf dem Herzen zu haben, — ich kann mir denken, was, — der Respekt verbietet ihm, sich zu äußern. Mein lieber, alter Freund, nur jetzt nichts vom Geschäft, nur jetzt nicht.

Er geht unbefriedigt, — ich kann ihm nicht helfen; ich möchte gern eine Welt beglücken, andern Freude bereiten, nur soll man mich mir selber überlassen, bis alles entschieden, es wird, es muß; — die Frucht ist überreif, sie muß gebrochen werden oder verdorren.

Ich denke eben daran, — seit lange habe ich nichts von Frankenthal gehört. Er soll eine Freude haben. Ich stelle seinem Sohne die Maschine zur genauen Kenntnißnahme zur Disposition. Neulich kam in Melanies Gegenwart die Rede auf Vater und Sohn. Ich glaubte, eine Bewegung bei ihr zu spüren; — auch sie erzählte von öfterer Begegnung, sie sprach so anerkennend, so warm. Mein Blut kochte, — es muß zu Ende kommen, — heute noch! —

Mein alter Jakob bringt mir Kunde von dem Resultat der Untersuchung, die gegen den Schrecken der Gegend, den schwarzen Wolf, eingeleitet. Man hat nichts Gravirendes entdecken können und ihn entlassen müssen. Nun hat der Bursche die Gegend verlassen und geschworen, er werde wiederkommen und eine That ausüben, die seinen Namen berühmt machen und den Nichtern Kopfschmerzen schaffen solle. Man wird ihm zu begegnen wissen.

Jakob bringt mir einen Brief meines Herbert. Er ist gewohnt, daß ich die Briefe meines Sohnes, den er auf seinen Armen wiegt, in seiner Gegenwart öffne und für ihn Passendes aus seinem Inhalt mittheile. Auch heute machte er sich in meinem Zimmer zu schaffen.

Ich brach das Couvert; der Brief war lakonisch, wie immer, jeder Buchstabe hatte sein Recht, wie jedes Wort, jeder Punkt an Ort und Stelle, wohlervogen jeder Gedanke. — Es war, als ob ein Eishauch mich durchriesele. Der Schluß des Schreibens schien in etwas erregterer Stimmung geschrieben, — allein die Bewegung entsprang einer kaum ernstlichen Mißbilligung meines letzten Schreibens. Ob das Herz bei seiner Abfassung im Einfluß der neuen, überwältigenden Gefühle der Hand diktiert? — Herbert ahnte, — ob unberufene Einmischung ihm ins Ohr geblasen? Seine Zeilen enthielten so seltsame, ja verlegende Anspielungen, daß ich, ohne die Lektüre zu beenden, den Brief zur Seite warf.

„Das fehlte noch!“ Ich hörte deutlich diese Worte über Jakobs Lippen kommen.

Ich fuhr empor. „Was?“ fragte ich kurz.

„Daß die unselige Leidenschaft, von der Stadt und Land voll, noch vollends das Band zwischen Vater und Sohn zerreiße. Herr Ehrenfried, Herr Ehrenfried, was soll daraus werden?“

Ich fühlte, wie glühende Röthe mein Antlitz bedeckte. Soweit war es schon gekommen, daß mein Diener sich berechtigt glaubte, über meine Gefühle nach seiner besten Einsicht richten zu wollen. Erst der eigene Sohn, dann der Diener, — der ein Echo der Welt, — Stadt und Land sagt es, — Stadt und Land.

Er wollte mich ja selber noch als Ehemann sehen; freilich, wie ich's verstehe, kann's keinem passen; die gesezte Wittwe, die Altjungfer, die meine Strümpfe strickt und mich mit ihren poetischen Ergüssen in den Schlaf lieft, das hätte jeder vernünftig gefunden, das hätte die Welt gefreut, die liebe, theilnehmende Welt, alt zu alt, jung zu jung, Jahre zu Jahren; aber so — Stadt und Land spricht davon.

Wider die Natur, ich nehme ihn auf, den Kampf auf Tod und Leben, — noch heute werbe ich um Melanies Hand, — nicht bei dem Vater, das dünkte mir Entweihung der tiefinnersten Handlung meines Daseins, — sie selber soll entscheiden.

Jakob schien erstaunt, mich nicht in Hitze gerathen zu sehen, wie es sonst wohl meine Weise. Ich blickte ihn an und lächelte. Ein jüngerer Diener trat ein und überbot mich des weiteren. Er meldete den älteren Frankenthal. Sein Besuch ersparte mir den beachtlichsten Brief; ich empfing ihn.

Des Eintretenden Miene schien mir verdüstert und sorgenvoll, augenscheinlich drückte ihn etwas. Auf meinen Wink entfernte sich Jakob sofort, und freundlich ihn zum Sitzen nöthigend, bot ich ihm meinen Beistand an, falls er einer Hülfe bedürfe.

„Ich nehme Sie beim Wort,“ erwiderte Frankenthal, „ja, ich brauche Ihren Beistand; er wird Ihnen freilich ein Opfer kosten.“

„Disponiren Sie,“ rief ich, „einem alten Jugendfreunde Seelenruhe zu verschaffen, ist mir keines zu hoch.“

Frankenthal seufzte. „Wer weiß,“ sagte er. „Wollen Sie mir meinen Sohn wiedergeben, so gut, so vertrauensvoll auf eigene Kraft, so ungebrochen, wie noch vor kurzer Zeit, da ich Ihnen Oswald vorstellte?“

„Was ist mit Ihrem Sohne geschehen?“ fragte ich. „Noch eben beschäftigte ich mich in Gedanken mit ihm und mit Ihnen. Die Maschine entspricht der Erwartung. Ich stelle das System zu seiner Disposition. Nachahmer werden nicht ausbleiben. Ihnen zuvorzukommen, sei Ihres Oswalds Aufgabe. Die Fabrik steht ihm offen, Bernhard wird den Schlüssel zum Raum, der das gut verwahrte Kleinod birgt, zu seiner Disposition stellen.“

„Nicht um materiellen Vortheil handelt es sich,“ rief Frankenthal fast unwillig, „obwohl mich Ihr Vorschlag unter anderen Umständen heute beglücken würde, wie es bereits geschehen. Ein anderes führt mich hierher, zu Ihnen, dem alten Freunde. — Waldenau, seit einiger Zeit sind Sie ein ständiger Gast auf Wolfshagen, dem Besitz des verrufenen Freiherrn von der Hellen. Allgemein heißt es, der Kommerzrath Waldenau habe das Gut zu fabelhaftem Preise erstanden, die Schulden des Barons seien geordnet, — ja, man sagt mehr —“

Ich blickte dem Stockenden fest ins Auge. „Sprechen Sie aus, Herr Frankenthal.“

Meine Kälte schien ihm Fassung zu geben. „Sie fragen, was mich es kümmert, wenn ein Mann Ihres Alters, selbst Vater, in unseliger Leidenschaft zu einem Mädchen erglüht, das dem Alter nach seine Tochter sein könnte? Ich verschmähte es von jeher, mich zum Echo der Menge zu machen, für seine Thaten trägt der Mensch den Richter in sich, sein Urtheil kommt, früher, später, aber unausbleiblich. Nicht auf Freundesrecht pochend, würde ich mir erlauben, zu Ihnen zu reden, wie es geschieht, ich will hoffen, zur guten Stunde. Nicht warnend, bittend komme ich zu Ihnen, bittend unter Thränen: entsagen Sie dem Taumel der Leidenschaft, der Sie umfängt, eines jungen, hoffnungsvollen Daseins halber, dessen reinste Blüthen, die zu segensbringendem, reinsten Lorbeer ersprießen könnten, durch Sie verdorren würden. Widerlegen Sie das Gerücht, Sie, der Fünzigjährige, werbe um die Hand Melanies von der Hellen.“

Die Gewißheit einer längstgehegten Ahnung schoß mir wie ein Geißelstieb der Eumeniden durch die Seele; ein Schauer durchrannt mein Blut. Kaum bezwang ich mich.

„Ihr Sohn liebt die Baroness von der Hellen?“ fragte ich. „Kommen Sie etwa in seinem Auftrag?“

Nicht ohne Würde antwortete Frankenthal: „Kein Auftrag, der Oswald, wie mich selber erniedrigen würde, führt mich zu Ihnen. Sie fragten mich neulich, als ich von einer Veränderung

im Wesen meines Sohnes sprach, ob ich nicht auch seines Herzens Vertrauter sei. Damals wußte ich nichts, er hatte kaum etwas zu vertrauen, Träume, Chimären der Jugend birgt Jugend gern in eigner Brust. Aber als ich ihn so ganz ein anderer werden sah, als bisher, so muthlos, so verzagt, so unstät, bald Pläne fassend, bald verwerfend, als ich, in der Meinung, ihm bange, rasch genug eine ehrenvolle, gesicherte Zukunft zu erringen, Ihren Namen nannte, von Ihrem Anerbieten zu reden begann, und ihn erblicken sah, aufwallen in unwillkürlicher Leidenschaft, da war mir seiner Seele Zustand klar. Er liebt Melanie von der Hellen mit erster, unentweichter Gluth der Jugend. Sie war sein Stern, sie sein Ideal, das ihn begeisterte, für das er denken, ringen, schaffen wollte. Wie sie sich des Strebenden Erfolge geseut, hoffte er um ihretwillen zum Meister zu werden in seinem Fach, im Fluge wollte er einen Namen erringen, eine Zukunft, beide dann zu ihren Füßen legen, gewiß, nicht zurückgestoßen zu werden. Lächeln Sie nicht so ungläubig, Mann. Zu Hohem schon hat edle Leidenschaft, der beste Sporn des Genies, begeistert.

„Sie sprechen in der ganzen Schwäche eines liebenden Vaters,“ erwiderte ich. „Hat denn“ — die Stimme drohte mir zu versagen — „die Baronesse Melanie je diese phantastischen Hoffnungen ermutigt oder sie getheilt?“

„Ich bin Ihnen Wahrheits schuldig. Gleiche Frage richtete ich an Oswald. Nein, Waldenau, von der Aussicht auf Vereinigung war nie die Rede zwischen ihnen. Und doch, Oswald fühlt es in seiner Seele Tiefen, doch waltet ein sympathisches Band zwischen ihm und Melanie von der Hellen. Er ist gewiß, daß seine Liebe getheilt wird und —“

„Er lügt!“ Meine Leidenschaft, die unselige, übermannte mich.

„Herr Waldenau, es ist mein Sohn!“
„Und meine Ehre. Ich bin im Begriff, noch heute um Melanie von der Hellen Hand zu werben.“

„Ehrenfried, — Freund, — bedenke, was du thust!“
„Ich verbitte mir Ihre Moral. Mein Weg ist beschlossen. Vielleicht triumphiren Sie, und der alte Freier trägt einen Korb heim, der bereits in trauer Schächerstunde für ihn von Melanie und Ihrem Sohn geflochten. Täuscht mich aber meine Hoffnung nicht, war jene Neigung, von der Sie reden, nichts als eine Tändelei der müßigen Stunde eines jungen Mädchens, — dann nehme ich es, der Fünfsziger, mit allen Rivalen der Welt auf. Auch mit Ihrem Sohn. Liebt er Melanie, wie er vorgibt, muß er, entsagend, eigenes Glück in dem Glück finden, das, meinem Reichthum dank, ihr Liebe zu bereiten vermag. Das sagen Sie ihm, und daß ich bereit bin, ihm alles zu gewähren, den kühnsten Träumen seines Talents entgegenzustreben.“

„Nicht eines, noch das andere. Ich wiederhole, mein Weg zu Ihnen ist ihm ein Geheimniß, soll es bleiben. Ich scheide schweren Herzens — seinet, ihretwillen. Unglücklicher Mann, denken Sie dieser Stunde. Nimmer werden Sie Glück bereiten, nimmer selber glücklich sein. Noch keiner verging sich ungestraft wider die Natur. Kurz ist des Rausches schwindelhafter Traum, und das Erwachen Elend, Neue. Leben Sie wohl!“

Er wandte sich und verließ das Zimmer. Hinter ihm sprang ich auf; das nach dem Hofe führende Fenster öffnend, rief ich laut hinaus — meine Stimme mußte noch sein Ohr erreichen:

„Das Pferd gefattelt — augenblicklich! Fällt etwas vor, Bericht nach Wolfshagen!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die Verirrungen modernster Naturwissenschaft, eine Wiedergeburt der Monadenlehre Giordano Bruno's.

Von S. W. Fabian.

Bruno war Italiener, sein Leben fällt in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts (1548—1600), seine Philosophie blühte er am 17. Febr. 1600 mit dem Feuertode. Angesichts des Scheiterhaufens wies er mit finsterner Miene das Kreuzigt zurück.

„Ihr dürft mit größerer Furcht das Urtheil sprechen, als ich es empfang.“ Dies sollen die einzigen Worte gewesen sein, die er nach der Ceremonie der Urtheilsverlesung vor der Versammlung von Kardinälen, gelehrten Theologen, römischen Stadtmagistraten und dergleichen drohend aussprach, nachdem er sich zuvor aus der knieenden Stellung, zu der er gezwungen war, stolz aufgerichtet hatte. (Bergl. Dürings Geschichte der Philosophie.)

Bruno kennzeichnete die ganze Natur, nach Art der antiken Vorstellungsart, als ein großes gewissermaßen lebendes Wesen, so suchte er auch da, wo Demokrit seine Atome hatte spielen lassen, eine Art Lebendigkeit, er machte den Versuch, das, was wir in uns als Empfindung kennen, in einer Analogie auf das sonst als Unbelebtes Vorgestellte zu übertragen. So konnte jedes Kleinste in der Natur nach der Analogie des Ich aufgefaßt werden. Dieselbe Einheit, die Bruno unter dem Eindruck der astronomisch erweiterten Weltvorstellung im Großen fand, diese selbe Einheit (monas) legte er auch dem Kleinsten zu Grunde.

Jedes Theilchen des Seienden erhielt hiernach eine Art Subjektivität zugetheilt, welche nach der Weise menschlichen Empfindens und Strebens vorgestellt werden sollte.

So hat Bruno versucht, die Brücke vom Kleinsten zum Größten zu schlagen, und das Universum, von dessen Vorstellung er ausgegangen war, durch ein zweites Universum, welches er sich als in der Weise eines Punktes existirend vorstellte, dem Verständnisse näher zu bringen. Der Gegensatz der kleinsten selbstständigen, atomistischen Existenz (Monade) und des gesammten Universums wird aufgelöst in die Vorstellung des Hervorgehens des Größten aus dem Kleinsten. Das eleatische Problem der Einheit und Vielheit, d. h. die Forderung einer zutreffenden Vorstellung des einheitlichen Bandes in der Mannichfaltigkeit und der mannichfaltigen Selbstständigkeiten in der Totalität, erfährt bei Bruno eine neue Lösung.

Den Ausdruck Monas gebraucht der Philosoph in seinen Schriften vorherrschend für das große Ganze, die letzten Einheiten nennt er aber Minima. Das Minimum ist bei Bruno dem Universum in gewisser, sagen wir wesentlicher Beziehung ebenbürtig, von einer Schöpfung im theologischen Sinne kann daher füglich

nicht die Rede sein. Er denkt sich alles Leben als eine Ausdehnung und allen Tod als eine Zusammenziehung. Expansion und Kontraktion der elementaren Lebensursachen ist das Einzige, was er anerkennt, der Tod berührt dieser Vorstellungsart entsprechend das eigentliche Wesen von Mensch und Thier nicht. Die Unvergänglichkeit des Gegenstandes der Seelenvorstellung folgert Bruno aus der Einfachheit, mithin Unzerstörlichkeit der Monade.

Ein Jahrhundert später wurde diese Bruno'sche Philosophie von Leibniz (1646—1716) neu erfaßt. Düring, dem diese Darstellung der Bruno'schen Lehre sich anschließt, nennt die Gestaltung der Bruno'schen Ideen von Seiten Leibniz eine Verunstaltung, indem er mit seinen theologisirenden Beimischungen das, was er bei Bruno in rein philosophischer Haltung gefunden haben sollte, zu einem dem Verstand foppenden Gebilde umwandelte. Schopenhauer machte ironisch darauf aufmerksam, daß es ihm nicht gelungen sei, die Leibniz'schen Monaden, die zugleich dreierlei, nämlich mathematische Punkte, außerdem Körper und endlich sogar Seele sein sollten, zu begreifen.

Der Verfasser dieser Abhandlung kann den Bruno'schen Ideen nicht die Bedeutung beilegen, welche ihnen Düring zuspricht und die Ergänzung seines Systemes von Seiten Leibniz ist er nur im Stande als eine weitere Konsequenz der eigentlichen Grundanschauung zu erkennen. Die Geistesprodukte der Gegenwart, wie sie von Häckel, Böllner, Caspari und anderen auf den literarischen Markt gebracht sind, können als direkte Wiedergeburt der Bruno'schen Monadenlehre betrachtet werden.

Böllner vermag schon in seinem Kometenbuche das Phänomen der Empfindung nicht mit den Veränderungen der Körperwelt in ein Kausalverhältniß zu bringen, er sieht sich daher in die Alternative versezt: entweder auf die Begreiflichkeit der gedachten Erscheinungen für immer zu verzichten oder die allgemeinen Eigenschaften der Materie hypothetisch um eine solche zu vermehren, welche die einfachsten und elementarsten Vorgänge der Natur unter einen geschmähig damit verbundenen Empfindungsprozeß stellt.

Entgegengesetzt dem „Ignorabimus“ Dubois Reymonds greift Prof. Böllner zu der genannten Hypothese; dem Raume wird eine neue, eine dynamische Eigenschaft beigelegt und alle Arbeitsleistungen der Natur werden als mit Empfindungsprozessen verknüpft, angesehen.

Das biologische Atom, die Plastidulseele, die Atomseele, das sind die neuesten Entdeckungen der Naturphilosophen.

Nach Caspari*) kann hiernach das biologische Atom nicht nur von außen getrieben werden, sondern da es in sich selbst als voller Leben gedacht wird, so geht es innerhalb des Kausalnexus seinem eignen Triebe nach, sodaß es unter Umständen, wo es sich in mechanische Bewegungen verflochten findet, unter welchen nachweislich von vielen Seiten gleich stark auf dasselbe einwirkt wird, es innerhalb dieses Gleichgewichtes der Anziehungen nur derjenigen folgt, zu der es relativ frei, d. h. sich seinem inneren Charakter lebendig getrieben fühlt. In diesem Sinne hat daher die Freiheit innerhalb jedes gesetzlichen Kausalnexus ihre begründete Annahme. Das wahre Gesetz lebt hiernach nur in einem gewissen Spielraum der Freiheit, und die wahre Freiheit nur unter dem Mantel eines sie zart umfassenden Gesetzes.

Auch Häckel kommt zu dem Schlusse, daß jedes Atom als beseelt, daher bereits als in sich voller Leben gedacht werden müsse. Die höher entwickelten Thiere unter Einschluss des Menschen sind hiernach nur als Potenzirungen verschiedenen Grades dieser Atomseele zu betrachten, die Grenze des Organischen schließt nicht das Bereich der Empfindung ab, sondern auch dem Anorganischen ist ein Minimum von Wille und Vorstellung nicht abzusprechen**).

In seinem Werke „Natur der Kometen“ stellt Böllner für die Naturwesen ein

Gesetz auf, nach welchem alle Arbeitsleistungen derselben durch die Empfindungen der Lust und Unlust bestimmt werden, und



*) Vergl. Urgeschichte der Menschheit. — **) Vergl. Häckels Vortrag auf der Naturforscherversammlung zu München 1877.

zwar so, daß die Bewegungen innerhalb eines eben abgeschlossenen Gebietes von Erscheinungen sich so verhalten, als ob sie den

unbewußten Zweck verfolgten, die Summe der Unlustempfindungen auf ein Minimum zu reduzieren.

(Abirrung) entstandenen Disharmonien sich auflösen sollen in die reinste Harmonie, ohne daß Gesetz und Freiheit noch mit einander kollidieren.

Ja die Phantasie Caspari's versteigt sich selbst dahin, den gläubigen Träumern für die Zukunft ein Lichtleben, ähnlich dem der Sonne, zu versprechen, indem die planetarischen Verhältnisse sich dem Sonnenleben anpassen sollen.

Vergeblich ruft der exakte Dubois Reymond diesen Schwärmern ein Halt zu, schon haben sie den Faden, der sie zur Erde hält, verloren, gleich dem Nar steigen sie auf in das Luftmeer der Phantasie.

Es ist nicht die Absicht des Verfassers, hier die weiteren extremen Ausläufer dieser Richtung der Naturphilosophie aufzuzählen; vielmehr liegt ihm lediglich daran, zunächst den gekennzeichneten Anthropomorphismus unserer Zeit mit der Monadenlehre Bruno's in Verbindung und diese hierauf selbst zur Widerlegung zu bringen.

Die geistige Uebereinstimmung der Lehren Bruno's mit den Anschauungen Häckels und seiner Genossen ist evident, von dem späteren Spiritismus Böllners hier zu schweigen. Die Jäger'sche Riechseelentheorie und die Entdeckung der Hahn'schen Urzelle sind weitere Ausflüsse des wiederum neu entstandenen Anthropomorphismus des Weltalls.

Es ist klar, daß der exakte Darwinismus mit der Quintessenz des Hervorgehens des Lebendigen aus der anorganischen Welt, nur solange einen Sinn hat, als eben den Begriffen Leben und Empfindung das Attribut



In der „Höhle der Winde“ unter den Fällen des Niagarafalles. (Seite 347.)

So versucht man den Weltprozessen eine sittlich ästhetische Grundidee zu geben, nach welcher schließlich die durch Aberration

der zeitlichen Endlichkeit beigelegt wird. Es ist daher ein Paradoxon und charakteristisch für die neue Lehre, daß die eifrigsten

Anhänger Darwins, so im mystischen Drange, sich ihr ursprünglich eigenstes Fundament, auf dem sie standen, untergruben. Mehr wie je haben daher die Gegner des strengen Kritizismus und des Darwin'schen Systems Anlaß zum Triumph. Merkwürdig, oder vielmehr zutreffend ist es, daß sich auch auf kirchlich-politischem Gebiete zur Zeit die gleichen Reaktionstendenzen bemerkbar machen.

Es wäre vielleicht bequemer, dieser letzteren Art der Reaktion gegenüber, die Reaktion auf wissenschaftlichem Gebiete zu leugnen, oder doch wenigstens zu verheimlichen; allein dem wahrhaft konsequenten Sinne gelten keine opportunistischen Erwägungen; er kennt nur eine gerade Linie, auf welcher es keine Krümmungen und Ablenkungen gibt. Diese Linie ist die der Wahrheit; die Schwankung heißt Vernichtung, Verneinung des Ich's.

Ob klug oder unklug im taktischen Sinne, solches offen auszusprechen, — wahr ist es gewiß, daß mit der begrifflichen Anschauung des ganzen Kosmos, nach der Auffassung des mit Empfindung ausgestatteten Ich's, der exakte Darwinismus herabsinkt zur bloßen Chimäre; wahr ist es ferner, daß die Arbeiten Häckels und seiner Anhänger durch die Schlussansicht ihrer Urheber auf den Kopf gestellt sind.

Der deutsche spekulative Geist hatte mit Recht erkannt, daß die zunächst rein zoologisch-systematischen Arbeiten Darwins, beginnend mit der Eiweißzelle und abschließend mit dem höchstentwickelten Organismus, dem Menschen, nach unten hin erweitert werden konnten und mußten, um ein vollständiges und in sich abgeschlossenes Bild der Naturentwicklung zu liefern. So entstanden denn in neuer Verjüngung der Kant-Laplace'schen Weltbildungstheorien eine Reihe werthvoller kosmologischer Arbeiten, die, da mit der Bildung des Sonnensystems nach astronomisch-physikalischen Gesichtspunkten beginnend, erst nach und nach zur Abkühlung der Erde kommen aus ursprünglich feurigem Zustande, und nun erst den Zeitpunkt der Entstehung organischer und endlich animalischer Gebilde als herangekommen erblicken.

Von diesem Standpunkte der allgemeinen kosmologischen Entwicklung, von der die engere Deszendenzlehre ein kleines und zwar das jüngste Glied ist, ist es absolut unzulässig, die Theorie der Konstanz des Lebendigen, wie sie Bruno und nunmehr seine Wiederbeleber lehren, als zulässig zu betrachten; denn nach aller ursprünglichen Einsicht und aller empirischen Forschung kann weder das Lebendige im feurigen Zustande, noch der Begriff Leben als ein unveränderlicher gedacht werden. Alle diesbezüglichen Spekulationen sind leere Phantasien, ohne realen Grund und Boden.

Die Empirie lehrt mit Nothwendigkeit das Werden und Vergehen des lebenden Individuums, resp. des Lebens an sich.

Als ewig kann nur das Leben im Gattungsbegriffe insofern zur Vorstellung kommen, als die Welt unendlich ist, unendliche Welten- und Himmelssysteme aber die absolute Nichtexistenz irgend eines Gattungsbegriffes ausschließen. Diese letztere Art der Formulierung hat aber nichts gemein mit der eigentlichen Wesenheit des Empfindungs- und Lebensbegriffes, von welchem die Endlichkeit ein Attribut ist. Es hieße hier noch eine kosmische Geschichte des Sonnensystems schreiben, den Standpunkt derselben weiter detaillirt zu verfolgen; das aber ist für unsern Zweck unnöthig, da die Grundzüge einer solchen zu sehr bekannt sind.

Die Empirie ist somit die Grundlage der mechanischen Auffassung, nach welcher das Empfindungsphänomen erst aus den rein mechanischen Prozessen der Natur hervorgegangen ist; die Empirie sowohl im Sinne der univiersalen kosmischen Entwicklung, wie das Experiment jeder Sinneswahrnehmung liefert den Beweis, daß die Mechanik das Erste und Einfachere, das Lebendige und Bewußte aber das Letztere und Komplizirtere ist.

Oder wer will da behaupten, daß ich erst das Ding denke, und daß es dann in empirische Realität tritt? Umgekehrt treffen wir das Richtige; erst existirt das äußere Ding und hierauf tritt es in den Gesichtskreis der sinnlichen Wahrnehmung.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Vorgänge eines Sinnesprozesses, um klare, geometrische Einsicht in dieselben allgemein zu erhalten. Nehmen wir einen Stab a—b, der sich mit dem Ende b auf der Erdoberfläche befindet. Wie kommt nun das wirkliche Geschehenwerden des Stabes zustande?

Nach den Lehren der Optik und mit Rücksicht auf den Bau des menschlichen Sehorgans wissen wir, daß das rein mechanische Bild auf der hohlfugelförmigen Rezhaut des menschlichen Auges nach Art des Bildes auf der empfindlichen Platte einer photographischen Camera vorgestellt werden muß, d. h. wir haben es mit einem sogenannten umgekehrten Bilde zu thun, welches das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst kehrt; so sehen wir denn auch auf der Retina des Augdurchschnittes, umgekehrt dem Verhältnisse des Stabes a—b, a zu unterst und b zu oberst gekehrt. Es ist nun eine bekannte Thatsache, daß beim wirklichen Sehen uns von solchen Umkehrungen nichts bewußt ist, vielmehr sehen wir den Stab a—b gleich seinen wirklichen räumlichen Verhältnissen entsprechend; es folgt daher, daß das Bewußtsein, resp. die Sinneswahrnehmung nur durch eine Rekonstruktion der mechanischen Einwirkung, eine Umkehrung des umgekehrten Bildes, erklärt werden kann; daraus aber, daß uns von diesem Prozesse der Rekonstruktion ursprünglich rein nichts bekannt ist, folgt, daß demselben nicht der Charakter eines Schlusses beigelegt werden kann, sondern daß er selber noch ein lediglich im Sinne der Mechanik gedachter, mit Nothwendigkeit sein muß. (Schluß folgt.)

Brennstoffe und Wohnungsheizung.

Von Rothberg-Lindener.

(Schluß.)

Nachdem schon Goethe seinem Zorn über „die vermaledeite Kumpfkammer“ der ehemals angenommenen plötzlichen Erdrevolutionen zum Verdruß und Spott der Mehrzahl damaliger Geologen Luft gemacht hatte, gibt man seit Lyell ziemlich allgemein zu, daß wirklich die früheren Veränderungen auf der Erde ganz so langsam und allmählich vorgegangen seien, als wir noch jetzt die Wanderung und Wandlung der mineralischen Stoffe beobachten können. Man kann also schließen, daß es auch mit der Steinkohlebildung nicht einen so hitzigen Anfang genommen habe. Aber auch hinsichtlich der Richtigkeit der Theorie, daß es gerade baumartige Pflanzen gewesen seien, deren Holz in unsere Steinkohlen metamorphosirt sei, müssen wir gewichtige Bedenken erheben. Diese finden eine starke Stütze in den Untersuchungen von E. Frémy, der seit dem Jahre 1850 die chemische Natur der Pflanzengewebe studirt und zahlreiche Versuche angestellt hat, um dieselben in den Steinkohlen gleiche Körper umzuwandeln und die Bedingungen dieses Prozesses festzustellen. So hoch interessant die Verfolgung des Verlaufs dieser mühsamen Arbeiten auch ist, so können doch hier nur deren wichtigste Resultate einen Platz finden. Die Schlüsse Frémy's sind:

„1. Die Steinkohle ist keine organisirte Substanz, Herr Renault hat noch neulich auf meinen Wunsch diese wichtige Thatsache konstatiert.

- Die Pflanzenabdrücke, welche die Steinkohle zeigt, die so gründlich von Ad. Brongniart und seinen Nachfolgern studirt worden, entstanden in der Steinkohle, wie in den Schiefen und jeder andern Mineralsubstanz; die Steinkohle war eine bituminöse und plastische Masse, auf welcher die äußeren Theile der Pflanzen sich leicht abformten.
- Wenn ein Stückchen Steinkohle auf seiner Oberfläche Pflanzenabdrücke darbietet, so kann es demnach der Fall sein, daß die darunter liegenden Kohletheilchen nicht das Resultat der Umwandlung derjenigen Gewebe sind, welche bedeckt waren von der äußeren Membran, deren Gestalt erhalten wurde.
- Die Hauptstoffe, welche in den Zellen der Pflanzen enthalten sind, erzeugen unter dem doppelten Einflusse der Wärme und des Druckes Substanzen, welche eine große Aehnlichkeit mit der Steinkohle darbieten.
- Dasselbe ist der Fall mit den Alminen, welche im Torf vorkommen und mit denen, die man künstlich präparirt.
- Die Farbstoffe, die Harze und Fette, die man aus den Blättern extrahiren kann, ändern sich durch die Wirkung der Wärme und des Druckes in Körper, welche sich den Erdharzen nähern.
- Gestützt auf die in dieser (Frémy's) Abhandlung beschriebenen

Experimente, kann man also annehmen, daß die Steinkohle produzierenden Substanzen zunächst die Torfgährung erlitten haben, und daß durch eine sekundäre Wirkung, welche durch Wärme und Druck veranlaßt war, die Steinkohle sich auf Kosten des Torfes gebildet hat."

Es hat daher große Wahrscheinlichkeit, daß unsere verschiedenen Steinkohlenlager sehr verschiedenen Arten von Pflanzen ihre Herkunft verdanken. So wie wir jetzt die mannichfaltigen, oben angeführten Arten Torf kennen, so können Steinkohlen aus Moorpflanzen, aus Bäumen und auch aus Seetangen entstanden sein, obgleich vor noch nicht vielen Jahren der Professor Fr. Mohr wegen der letzten Behauptung mit vielem Lärm zurückgewiesen wurde. Und wenn unsere Brennstoffe verschwendende Zeit die bestehenden Torflager nicht nach und nach total erschöpft, so könnten sich in so langer Zeit nach uns, als vorher die Steinkohlenflora noch grünte, unter gleichen Bedingungen neue Steinkohlenlager gebildet haben.

Jedenfalls aber hat bei unseren heut fertigen Lagern der Druck der allmählich aufgelagerten Gesteinschichten eine erhebliche Rolle gespielt, unterstützt von der bei dem Verfestigungsprozeß auf Kosten eines Theils des Materials entstandenen Wärme. Wir enthalten uns hier, von der eignen, innern Erdwärme zu sprechen, da man zwar nach früheren Beobachtungen eine stetige Zunahme von 1° C. auf je 100 Fuß Tiefe glaubte festsetzen zu können, während man neuerdings in Bohrlöchern, welche auf mehr als die doppelte der früher erreichten Tiefen niedergebracht wurden, als höchste Erdwärme etwa 40° C. beobachtet hat, danach also sogar eine langsame Abnahme nach unten hin. Vor Thatsachen werden eben die schönsten Theorien zu schanden!

Der Verfestigungsprozeß der Steinkohlenbildung hat nun auf immer reinere Darstellung von Kohlenstoff hingearbeitet. Daher ist die älteste Kohle, der Anthracit, fast reiner Kohlenstoff, während die anderen Varietäten, je jünger, desto mehr bituminöse und flüchtige Substanzen enthalten. Der Wasserstoff und Sauerstoff entweicht mit einem Theil der Kohle als Kohlenwasserstoffgas (Grubengas), Steinöl und Kohlensäure. Der Anthracit in seiner reinsten Form ist dasjenige Produkt, in dem der Verfestigungsprozeß, welcher Braun- und Steinkohlen bildete, sein Ende erreicht hat.

An einer Zusammenstellung der Zusammensetzungen der ganzen Reihe von Brennstoffen läßt sich die allmähliche Umbildung der vom Sonnenstrahl geformten Cellulose in Steinkohlen am besten übersehen:

	Kohlenstoff.	Wasserstoff.	Sauerstoff.
Cellulose	44,5	6,2	49,3
Torf	60,4	6	33,6
Lignit	67	5,3	27,7
Erdige Braunkohle	74,2	5,9	19,9
Steinkohle (jüngere)	76,2	5,7	18,1
Steinkohle (ältere)	90,5	5,1	4,4
Anthracit	93	4	3

Diese Analysen beziehen sich alle auf reine Materialien ohne Berücksichtigung der gelegentlich oder beständig und unvermeidlich beigemengten fremden Körper. Auch in den Steinkohlen finden sich solche Beimengungen von beiderlei Art. Unter den accessorischen oder zufälligen tritt als häufigste und zugleich unliebsamste der Schwefelkies (Schwefeleisen, kristallinisch, in kleinen gelblichen, metallglänzenden Adern eingesprengt) auf, der nicht nur wegen seines Schwefelgehalts die Kohle zu einzelnen Feuer-

zungszwecken unbrauchbar machen kann, sondern auch durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft (Umwandlung in Eisenvitriol) und dabei stattfindendes Erhitzen die Kohle auflockert und zersprengt und sogar Selbstentzündungen der Flöze und Lager veranlassen kann. Ferner kommen auch Bleiglanz, Kupferkies und Zinkblende in den Steinkohlen eingesprengt vor, sowie von erdigen Mineralien am häufigsten: Kalkspath, Braunspath, Gips, Baryt, Schieferthon und der thonige Sphärosiderit — die sich alle als lästige Bestandtheile bei Verwendung des Brennstoffs bemerkbar machen.

Davon zu unterscheiden sind die eigentlichen Aschenbestandtheile, die durchschnittlich 5 pCt. der Steinkohle ausmachen und sich vor deren Verbrennen mit dem Auge ebensowenig entdecken lassen, als die Asche im Holze. Diese bestehen wesentlich aus: Thonerde, kohlen-saurem Kalk und Magnesia, Eisen- und Mangan-oryd, Gips, sowie aus geringen Mengen Chlor und Spuren von Jod (welches sonst nur im Meerwasser und seinen Produkten vorkommt!). Der durchschnittliche Gehalt an hygroskopischem Wasser beträgt in Steinkohle 5 pCt.

In technischer Hinsicht bezeichnet man die Kohlen nach ihrem Verhalten im Feuer als: Backkohle, deren Pulver, in einem Tiegel erhitzt, schmilzt und zu einer festen Masse zusammenbackt; Sinterkohle, deren Pulver sich zu einer festen Masse vereinigt, ohne vorher zu schmelzen; Sandkohle, wenn das Pulver keinen Zusammenhang bekommt.

Ihrer Zusammensetzung nach unterscheiden sich diese Sorten folgendermaßen:

	Kohle.	Wasserstoff.	Chem. geb. und hygrosk. Wasser.	Asche.
Sandkohle	69	3	23	5
Sinterkohle	75	4	16	5
Backkohle	78	4	13	5

Das unter dem Namen Bogheadkohle vorkommende Mineral wird oft fälschlich der Steinkohle zugerechnet; es ist aber nur ein bituminöser Thon mit 60—65 pCt. Kohlenstoff und 18—24 pCt. Asche. Sie unterscheidet sich chemisch von der Steinkohle, indem sie bei der Destillation in der Retorte Paraffin, Solaröl und Photogen liefert, die Steinkohle dagegen Naphtalin und Benzol.

Die künstliche Stückkohle oder Peras ist aus Kohlenfein hergestellt, indem dasselbe nach Absonderung der Verunreinigungen zwischen Walzen noch feiner gepulvert, mit 7—8 pCt. dickem Theer gemischt und heiß in Formen gepreßt wird. Auch ohne Theerzusatz lassen sich aus Staub von starkbackenden Kohlen Ziegel oder Briquettes herstellen, indem deren Pulver bis 500 Grad zum Erweichen erhitzt und dann unter hydraulischen Pressen geformt wird.

Eine für viele Zwecke sehr vortheilhafte Vorbereitung für Benutzung der Kohle ist das Verkoken, dessen Produkt, die Koks, je nach der Art der verwandten Kohle verschiedenes Aussehen und Eigenschaften zeigen. Sie enthalten 85—92 pCt. Kohlenstoff, 3—5 pCt. Asche und nach Lagern 5—10 pCt. Feuchtigkeit. Da in den Koks der Kohlenstoffgehalt vergrößert, die während des Brennens von Kohlen, namentlich beim häuslichen Gebrauch lästigen, riechenden Bestandtheile entfernt sind, sowie auch die oft ebenso unangenehme Eigenschaft vieler Steinkohlen, teigig zu werden, zu baden, mit viel Rauch und ungleichmäßig zu brennen, beseitigt ist, so würden die Koks das geeignetste Material auch für Hausgebrauch liefern, wenn nicht leider, wie noch gezeigt werden soll, unsere Heizanlagen meist so primitiv und verständnißlos unpraktisch angelegt wären!

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Nach der Katastrophe, die unseren Helden jähling's seiner Stellung beraubte und zum zweiten mal zur Flucht drängte, sehen wir ihn in einer der bedeutendsten süddeutschen Städte. Halb unbewußt, halb sehnsüchtig war er der Spur jenes Wesens gefolgt, das auf sein Gemüth einen entscheidenden Einfluß hervorgerufen hatte. Durch die Noth zwar augenblicklich niedergedrückt, bemächtigte sich seiner doch niemals die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, und so geschah es, daß, als er einmal die Markt, die weiten Sandflächen und die niedrigen Hügel hinter sich hatte und rings um sich eine entzückende Landschaft, stolze

Berge, einen mächtig dahinbrausenden Strom und einen anderen fröhlichen Menschenlag erblickte, er sich wieder allmählich aufrichtete, wie eine Blume, die nach langer Dürre endlich einen erquickenden Regen auf sich herabträufeln fühlt. — Seinen Eltern hatte er nur kurze Nachricht über seinen neuen Zustand zukommen lassen und indem er einfach schrieb: „Ich habe mich nach dem Süden aufgemacht, meiner inneren Natur folgend, die mir immer den rechten Weg zeigt, den Weg zur wahren Zufriedenheit,“ dokumentirte sich in diesen einfachen Worten die Selbstständigkeit des gereiften Mannes im Denken und Handeln. „Ihr

könnt mir doch nicht helfen," fügte er zum Schluß dem Briefe hinzu, „und ich möchte im Grunde auch niemand danken wie mir selbst. Ich suche darin meinen Stolz, meine Ehre — die, denen die Wege geschäftig geebnet werden, verachte ich; sie haben für mich nicht mehr Werth, als die Gläubigen, die in der Stunde der Gefahr auf die Stütze eines unsichtbaren Wesens hoffen und erst wieder aufstehen, wenn der Zufall, den sie als den göttlichen Helfer preisen, ihnen gnädig seinen Arm leihet.“ — — — Und so war er in M. — wo er einen lieben Schulkameraden wußte, wo auch vor allem Elisabeths Heimath war, mit der ersten besten Stelle zufrieden gewesen, die sich ihm darbot. Aus seinem Tagebuch wollen wir hier einen Passus, der seinen Charakter und seine Denkweise deutlich wiedergibt, abschreiben:

„Es ist eigentlich eine elende Stelle, die ich angenommen, eine Stelle, wie es deren so viele gibt. Man beansprucht für dieselbe eine Menge Fähigkeiten und hat, einmal verpflichtet, nichts weiter zu sein, als eine Schreibmaschine, der man gelegentlich diesen niederen Werth fühlen läßt! — — — Aber man muß leben, und darum will ich nicht ungehalten sein. Ueberdies — — — bin ich nicht mehr werth, als die Herde von Spielern, die zur Börse gehen und dort sich gegenseitig und anderen Leuten das Geld aus der Tasche fixen? Diese spielen zwar eine Rolle in der Welt, wie überhaupt die Mittelmäßigkeit und Gedankenlosigkeit immer eine Hauptrolle spielt, aber es ist eine traurige Rolle, und längst habe ich mir es abgewöhnt, neidisch zu sein, jenen Armeligen ihren Genuß zu mißgönnen, das Vergnügen, sich nach dem Modejournal zu kleiden, in feinen Restaurationen zu dinniren und dem Aufwärter beträchtliche Douceurs hinzuwerfen, sich in Theatern zu langweilen, nach dem Theater über die Akteurs und Actricen zu räsonniren und spät mit einem zum Denken unbrauchbaren Kopf heimzukehren. Ich fühle mich höher stehen, mich, der ich kärglich lebe und in bescheidener Tracht unbeachtet einhergehe! — — — Licht, mehr Licht! — — — Kostlos streben, sinnen und arbeiten! — — — Das ist die Krone des Lebens! Ich weiß mich noch gut zu erinnern, wie ich einst unseren ehrwürdigen Direktor thöricht schalt, weil er emsig bis in die Nacht hinein an seinem Studirtisch saß und arbeitete. — — — Jetzt — — — wo ich auch hier im gewissen Sinne manche Bilder Berlins sich widerspiegeln sehe, dieselbe Physiognomie, dieselben Schatten, die das Bild der Welt verdüstern, wahrnehme, — — — ergreift mich eine unbeschreibbare Sehnsucht nach der Wissenschaft und nach einer wahrhaft nützlichen Arbeit! — — — Ich fühle, daß ich bisher nirgends an meinem rechten Platze gestanden, daß ich widerwillig mich zu verhassten Beschäftigungen bequeme. Es muß ein Mittel gefunden werden, dem inneren Drange freie Bahn zu schaffen. Um wieviel weiter wäre ich, wenn Fortuna an meiner Wiege gestanden und wenn man mir einen Augenblick, wo mein Bewußtsein bestimmt auftrat, die helfende Hand geliehen hätte! — — — Oh, es gibt Momente, wo ich aufgeregter die Promenaden durchrenne, gerade wie zur Zeit in Berlin!“

An solchen Betrachtungen sind die ferneren Tagebuchblätter reich. Wenn man die Mengen der kleinen Episoden nachliest, bemerkt man deutlich, wie unser Held sich darin gefällt, lebendig mit schwarzer Kreide zu malen, immer nur die Fehler hervorsuchend, mit einer wahren diabolischen Begierde selbst an den Exemplaren von Menschen, die ihm auf den ersten Anblick als erträglich, gutmüthig und idealistisch erschienen, den Beweis zu führen, daß das Gewinnende ihrer äußeren Erscheinung nur der Mantel für einen häßlichen Kern sei, den wir ungenießbar finden, wenn wir die Schale getheilt haben: „Die Menschen," schreibt er unter anderem, „lösen mir, soweit ich sie habe kennen lernen, einen tiefen Widerwillen ein. Das Wort ist wohl etwas hart, aber ich bin noch nicht so weit gekommen, mit philosophischer Langmuth darein zu schauen, und das Thierische in der Menschennatur mit schönen Phrasen abzuthun.“ — — — An einer anderen Stelle schon hat er etwas von der „philosophischen Langmuth“ in sich aufgenommen, wo er schreibt: „Aber so sind die Menschen nun einmal. Manche wären edler und manche dächten aufrichtiger, wenn der leidige Kampf ums Dasein sie nicht auf die Bahn des Egoismus dränge. Mit guten Absichten treten sie auf den Kampfplatz und da sie gleich nach dem ersten kleinen Scharmützel sehen, wie ihnen von allen Seiten hinterlistig Fallstricke gelegt werden, so müssen sie nothgedrungen von den Mitteln ihrer Geg-

ner ebenfalls Gebrauch machen, und schließlich sind sie nicht besser, als die, welche sie anfangs selbst verurtheilten. Allen fehlt also die Moral, aber ich dünkte, daß es nicht so schwer viele, der Menschheit dieselbe einzulösen, wenn es nur systematisch, zu rechter Zeit und an richtigem Ort geschähe!“ — — — Wie viele Erfahrungen zwischen dem ersten Satze und diesem von ihm gemacht worden sind, das beweisen eine beträchtliche Zahl von Tagebuchblättern, Briefen und sonstigen Aufzeichnungen. — — — In jedes Menschen Leben können wir gewisse große und wichtige Abschnitte wahrnehmen. Gewisse Begebenheiten, die wichtig auf das Gemüth und auf den Verstand eingewirkt haben, sind die Marksteine dieser Abschnitte; und dieser Marksteine wird es mehrere geben, je strebsamer, kampflustiger und widerstandsfähiger eine Natur ist.

Thuererste Seele! — — — — — und so wirst du mein beharrliches Schweigen entschuldbar finden. Eine keineswegs erquickliche und erfreuliche Stellung, die ich im Laufe des letzten Jahres wieder wechselte — das fortwährende Sorgen von einem Tage in den anderen, die geringe Zeit, welche zur Fortbildung des Geistes zur Verfügung steht und endlich das Bedürfnis, einmal ordentlich aufzuathmen und mich von den Aufregungen der früheren Zeit durch Rast zu befreien — das sind jedenfalls stichhaltige Momente. In einem beifolgenden kleinen Heftchen findest du meine letzten Leistungen in der Poesie, in einem anderen verschiedene Beschreibungen von größeren Ausflügen in die Umgebung und endlich in dem umfangreichsten Hefte eine Anzahl Aufsätze ernsten Inhaltes. Sie durchzustudiren und sie recht bald mit deinem Urtheil begleitet zurückzusenden, möchte ich dir zur Bedingung machen. Ich habe Lust, das eine oder das andere drucken zu lassen, habe auch schon Aussicht, meine Versuche unterzubringen. — — — Darüber später. — — — Ich wohne hier bei einem alten Herrn, dessen Haushälterin mir und einem anderen jungen Mann, der nebenan wohnt, wie eine Mutter ist. — — — Sie liest uns unsere Wünsche an den Mienen ab, und wenn wir ihr einen kleinen Dienst auftragen wollen, so ist dafür oft schon vorher gesorgt worden. Wir vergelten diese zahllosen kleinen Aufmerksamkeiten auf jegliche Art und bemühen uns, recht musterhafte junge Leute zu sein. — — — Mein Nachbar ist Chemiker in einem bedeutenden Etablissement, ein wohlgebildeter, strebsamer Mann und vor allem ein Talent, offener Kopf, voller Pläne, reformatorischer Ideen und philosophischer Spekulationen. — — — Von dem Augenblick an, wo er bemerkte, daß ich auch wissenschaftliche Studien betriebe, hat er sich mir freundschaftlich angeschlossen und es vergeht kein Abend, an welchem wir nicht eine Reihe gelehrter Disputationen führen. — — — So ruhig unser Heim für den Fremden sein mag, im Innern herrscht eine große Lebendigkeit, die selbst den alten Herrn angesteckt hat, welcher in seinen alten Tagen wieder, wie er sagt, jung wird. — — — An manchen Tagen haben wir auch großen Besuch. — — — Herr Freimann, mein neuer Freund, hat einen kleinen Bekanntenkreis, der öfters beisammen ist und aus dem man immer neue Anregung zum Wiederkommen mitnimmt. So findet sich ein Talent zum anderen, eine strebsame Kraft zur andern, und ich freue mich schon den ganzen Tag, wenn ich weiß, heut Abend ist Zusammenkunft. — — — Du kannst dir hiernach mein häusliches Leben ausmalen. — — — Mit dem Geschäftlichen verschone ich dich. Die kaufmännischen Anstalten sind mir verhaßt, so unschuldig auch die Art des Handels scheinen mag, den sie als Aushängeschild benutzen. Man betrügt andere und wird selbst betrogen. Meine erste Stellung nahm ich in einem böhmischen Glaswarengeschäft. Schon nach acht Tagen wußte ich, daß die Besitzer des Geschäftes, welche hier im Orte eines ausgezeichneten Rufes sich erfreuen und ein großes Haus führen, in einem mir gar nicht gefallenden Verhältnisse zu den armen Glaschleifern in Böhmen stehen. Sie strecken diesen eine kleine Summe Geldes vor, welche die Armen am Verfalltage meist nicht zurückerstatten können. Nun belassen sie den Schuldern die Summe und haben sich neben dem Besiz des Eigentums derselben, das sie sich haben verpfänden lassen, die Möglichkeit geschaffen, auf den Arbeitslohn zu drücken und so ihren Verdienst und die Waarenpreise im voraus und nach Belieben zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

Der Oberbaurath war entzückt über diesen neuen Beweis von Wichtels Freundschaft und that, wie dieser ihm gerathen. Er wußte sehr gut, daß im Nothfalle die Italiener und die Wasserpölkaten zu zehntausenden und um den niedrigsten Hungerlohn zu haben waren, und auf die jämmerlichsten Löhne richtete er nun sein Nachtragsmemorandum ein. Dabei erklärte er, solche Preise hätte er gleich von vornherein berechnen können, aber es sei ihm um den guten Ruf der Bahn im Volke und um die bis-her stets beobachtete Praxis zu thun gewesen, wonach man sich möglichst an inländische Arbeiter gehalten habe. Da nun aber von Waldstein dieses Prinzip ohne allen Zweifel durchbrochen werde, sei er verpflichtet, nachzuweisen, daß man noch viel billiger arbeiten könne, als er, wenn man nichts weiter im Auge habe, als das Prinzip, die niedrigsten Preise zu erzielen.

Schneemanns Nachtragsmemorandum machte gewaltige Sensation bei allen Mitgliedern der Bahnverwaltung, und das lebhafteste Interesse, welches es hier erregte, verbreitete sich auf ganz B. Lebhaftige Debatten begannen über die Frage, was die Leitung der Eisenbahn nun thun werde und zu thun habe. Nicht wenig Stimmen erklärten, der alte, und wie man fast einstimmig sagen hörte, urbedere Oberbaurath habe vollkommen recht gehabt, wenn er nicht mit fremden und übermäßig billigen Arbeitskräften rechnen wollte. Man solle auch jetzt bei der alten, reellen und humanen Praxis bleiben und Waldstein, dem es eben nur darum zu thun sei, so rasch als möglich Millionär zu werden, ruhig seine Italiener lassen, da man einmal den Fehler begangen habe, sich mit dem bekannten Geizhammel und Leuteschinder einzulassen.

Diese Anschauung fand jedoch die allerschärfste Anfechtung. Es sei total unbegreiflich, sagte man, daß es immer noch Leute gebe, welche sentimentale Philanthropenphrasen zum Fundamente geschäftlicher Operationen machen wollten. Die Sache liege doch sehr einfach: ein gemeinnützigeres Unternehmen, als so einen großen Eisenbahnbau gäbe es nicht, das sei also an sich ein Zweck, dem gegenüber alle anderen Rücksichten als nebensächlich schweigen müßten. Nur das Eine komme bei allen industriellen und Verkehrsinstitutionen in Frage: wie sei mit dem geringsten Kostenaufwande jenem Hauptzweck zu genügen. Das sei der große, volkswirtschaftliche Gesichtspunkt, von dem allein aus man derartige Fragen auflassen müsse. Waldstein habe den richtigen Weg gewiesen. Folge die Bahnverwaltung diesem Beispiele nicht, so beweise sie, daß sie die Größe ihrer Aufgabe und die erhabenen Lehren der modernen Volkswirtschaft nicht erfäht habe. Eine Arbeiterbevölkerung von ein paar tausend Menschen möge man immerhin momentan schädigen, darauf komme es garnicht an; der Nationalwohlstand würde desto mehr gefördert, mit je weniger Mitteln man ein großes Ziel erreiche. Zudem wäre es doch zweifellos eine Verjündigung an der vaterländischen Produktion, wenn man ihr spottbillige Arbeitskräfte, welche außerhalb der Grenzen des eigenen Landes auf der Straße lägen, nicht gewinnen, sie nicht den konkurirenden Landesnachbarn abspenstig machen wollte.

Im Verwaltungsrathe plagten diese gegentheiligen Meinungen hart aufeinander. Der Führer der Philanthropenpartei, wie die jene erstere Ansicht vertretende Fraktion von ihren Gegnern spottweise genannt wurde, war Herr Alster. Er hatte an den vorhergehenden Tagen lange Konferenzen mit dem Chefredakteur des „Tageskorrespondenten“ gehabt und war mit diesem zu der Ueberzeugung gekommen, daß für die Bahn und — hauptsächlich — für ihn und den „Tageskorrespondenten“ die Situation eine ungemein schwierige, verwickelte sei.

Am nächsten hätte es gelegen und seinen früheren Maximen am entsprechendsten wäre es gewesen, wenn Herr Alster sich sans phrase zu dem Grundsatz der Billigkeit um jeden Preis bekannt hätte. Aber der „Tageskorrespondent“ hatte sich in der bündigsten Weise dafür engagirt, daß zu den Bahnbauten Arbeiter aus den nothleidenden Distrikten des Gebirges, also der Gegend des Bahnbaues selbst, genommen würden. Hier waren die Leute zwar arm, sehr arm, aber so schauderhaft geringe Löhne, wie die der Italiener, bei so schwerer körperlicher Arbeit, waren trotz der Hungernoth ganz unerhört. Nun hatte schon die sich rasch weit- hin verbreitende Nachricht, daß der Perlevidukt von italienischen

Arbeitern gebaut werden sollte, im Gebirge große Aufregung und Bestürzung hervorgerufen. Nahm man nun gar auch noch zu den übrigen Arbeiten Fremde an, so konnte man auf einen Sturm von Entrüstung, ja auf die größten Schwierigkeiten bei den Bauten mit Sicherheit rechnen. Nun war aber nicht der „Tageskorrespondent“ allein und als Zeitung engagirt; zunächst hatte sein Chefredakteur Schweder bei seiner Weihnachtsreise im Gebirge allen Orts- und Bezirksbehörden, allen Männern von Einfluß im Volke gegenüber sich so gut wie dafür verbürgt, daß die erwarteten Eisenbahnbauten der nothbedrängten Gegend sofortige Hülfe bringen, daß die Eisenbahngesellschaft nicht nur den Nothleidenden Arbeit in Hülle und Fülle, sondern auch wirklich guten Arbeitsverdienst schaffen werde. Auf diese mit acht schwedischer Entschiedenheit gemachten Versprechungen hin war im Gebirge selbst die mächtige Bewegung für Durchführung des gesammten Bahnbauprojekts entstanden; überall hatte sich Herr Schweder, der sich selbst noch keiner weitreichenden öffentlichen Bekanntheit erfreute, auf Alster, den im ganzen Lande hochgeachteten Geldmann, bezogen. Alster hatte all die zahlreichen Anfragen, welche in dieser Angelegenheit schriftlich wie mündlich an ihn gerichtet wurden, nach den Intentionen Schweders beantwortet, ihn hatte man schon allgemein als den Wohlthäter und Erretter der armen Leute im Gebirge betrachtet, gleichwie die Kinder da oben seine Tochter den Weihnachtsengel nannten und wie ein höheres Wesen verehrten, — es blieb Alster mithin absolut nichts anderes übrig, als sich dem Projekt, mit fremden Arbeitern die Bauten zu unternehmen, mit allen Kräften zu widersetzen.

Bei der glänzenden Rede, welche er im Verwaltungsrathe hielt, betonte er neben dem Standpunkt der Humanität vornehmlich den der Nationalität und des Patriotismus. Den deutschen Arbeitern die deutsche Arbeit, das war der mit großem Beifall aufgenommene Schluß seiner mächtigen oratorischen Anstrengung. Unmittelbar nach ihm erhob sich der Justizrath. Derselbe knüpfte an Alsters Schlussworte an und versicherte, wieder einmal zur großen Verwunderung fast aller Hörer, daß er mit seinem „verehrten Vorredner, dem vielerfahrenen und scharfsinnigen Führer einer einsichtigen Wirthschaftspartei in unsrer Stadt, durchaus, aber durchaus“ einverstanden sei: den deutschen Arbeitern die deutsche Arbeit — das sei die rechte Lösung für die Diskussion der schwierigen Frage. Das sei kein engherziger Standpunkt, das sei nicht der Ausfluß jener in wirthschaftlichen Dingen besonders gefährlichen, ja selbstmörderischen Kirchthumpolitik, die nur soweit zu sehen vermöge, als die eigene Nase reiche. Das sei aber auch nicht die Parole eines nationalökonomischen Kosmopolitismus, der die ganze Welt als industrielles und handelspolitisches Ausbeutungsgebiet erobern wolle und dabei den Boden der nationalen Existenz, des materiellen Wohlergehens im eigenen Lande vor lauter Weitsichtigkeit aus dem Auge verliere. Wer seinem eignen Volk genug gethan, der hat gewirkt für alle Völker, so könnte man, ein bekanntes Dichterwort variirend, auf dem Gebiete der Wirthschafts- und Verkehrsanstalten mehr wie irgendwo sonst sagen. Nach dieser Einleitung machte der Justizrath eine Kunstpause und trank höchst bedächtigt ein Glas Wasser. Diese Gelegenheit benutzten die Zuhörer, auch ihm reichlichen Beifall zu spenden; alles war aufs äußerste gespannt, wo er hinaus wolle, daher trat sofort wieder Kirchenstille ein, als er die Fortsetzung seiner Rede durch ein gelindes Räuspern ankündigte.

„Wo nun, meine verehrten Herren, sollen wir die deutschen Arbeiter suchen, welchen wir nach den so ausgezeichnet dargelegten humanitären Grundsätzen meines überaus hochgeachteten Herrn Vorredners unsere Arbeiten zu übertragen haben? Doch unzweifelhaft dort, wo wir die bedürftigsten finden können!“ — Wieder pausirte der Redner einen Augenblick und wieder gab ihm mehrseitiges Bravorufen, auch von Alster selbst, die Zustimmung seiner Hörer zu erkennen. „Und jetzt wird sich Ihnen augenblicklich wieder jenes wunderbare volkswirtschaftliche — jenes Naturgesetz, möchte ich sagen, enthüllen, hochverehrte Freunde, jenes dem blöden Auge oft in tiefster Verborgenheit waltende, aber doch allgegenwärtige und allwirksame Naturgesetz von der Harmonie der Interessen, — wenn Sie mir zu beweisen erlauben, daß wir bei den bedürftigsten deutschen Arbeitern, denen, die zu

unterstützen jeder Kapitalist von Herz eine ernste Pflicht hat, auch die billigsten Arbeitslöhne finden, Arbeitslöhne, die an Wohlfeilheit mit denen der Italiener sehr wohl konkurriren können.“

Höchst verwunderte: Ah, ah! Hört, hört! und begeisterte Bravo, bravissimo! unterbrachen den Redner, der diesmal eine Kunstpause garnicht mehr nöthig gehabt hatte. Herr Alster hatte sich zu keinem Ausrufe hinreihen lassen, aber auf seinem Antlitze hatten den Ausdruck der Verwunderung die deutlichen Zeichen steigenden Mißbehagens verdrängt.

Dafür leuchtete des Justizraths Antlitz in vollem Behagen:

„Ja, meine verehrten Herren. Ich habe im Vereine mit unserm über alles Lob und alle Erkennung hochverhabenen Freunde, dem Herrn Oberbaurath Schneemann, bereits die sorgfältigsten und umfassendsten Nachforschungen angestellt und kann konstatiren, daß erstens die Noth in unserm Oberlande nicht nur jetzt schon im Abnehmen ist, sondern daß sie ganz ohne unser Eingreifen im Sommer dieses Jahres als völlig gehoben zu betrachten sein wird. Ich kann ferner konstatiren, daß unsere Gebirgsleute zur Zeit der höchsten Noth im allgemeinen nicht in schlechteren Lebensverhältnissen sich befunden haben, als die große Mehrzahl der Landbewohner in den östlichen Provinzen unsres deutschen Vaterlandes sie unausgesetzt, jahraus jahrein zu ertragen hat. Daß augenblicklich die allgemeine Lebenshaltung in unserm Gebirge schon eine nicht unerheblich bessere ist, als die jener deutschen Arbeiter, bin ich in der Lage, jeden Augenblick zu beweisen. Da es immer, wie unser verehrter Kollege Alster in so schönen Worten betont hat, unsere heilige Pflicht ist, den Bedrängten beizustehen, wo wir es nur immer können, so müssen wir eben auch da unsre Hand anlegen, wo die Noth am größten ist, und grade mit Bezug auf diese Erkenntniß freut es mich, drittens und letzters konstatiren zu können, daß es unserm vortrefflichen Oberbaurath ohne allen Verzug möglich sein wird, in genügender Zahl oberchlesische, posnische und ostpreussische Arbeiter zu engagiren, welche genau zu demselben Lohne arbeiten, als die Italiener Waldsteins, welche uns ermöglichen werden, bei unseren Bauten insgesammt ein Anlagkapital von Millionen Mark zu sparen.“

Damit schloß der Justizrath. Der Beifall, welcher ihm gespendet wurde, übertraf den, welchen Herr Alster geerntet, noch um ein Bedeutendes an Lebhaftigkeit und Wärme. Die Kollegen des Verwaltungsraths drängten sich um ihn und schüttelten ihm die Hände, mehrere ältere und an Leibesumfang nicht minder, als mit finanziellem Besitz begabete Herren konnten sich sogar nicht enthalten, den „unübertrefflichen Rathgeber“ in allen Verlegenheiten, wie sie ihn nannten, ihren „wahren Führer“ begeistert an ihr Herz zu drücken.

Sehr zu seinem Nachtheil machte Alster noch einen verzweifelten Versuch, die Verwendung der Leute im Gebirge zu den Bahnarbeiten zu erzwingen. Aber alles, was er sagte, war

in den Wind gesprochen. Die Harmonie der Interessen, welche der Justizrath zwischen den reichen Aktionären und Verwaltungsrathsmitgliedern und den armen ostdeutschen Arbeitern entdeckt hatte und welche sich so vortrefflich dokumentirte in den fabelhaft geringen Arbeitslöhnen, die diese Arbeiter zu nehmen gern bereit waren und jene großen Bauunternehmer noch viel lieber zahlen wollten — das war das Zauberwort gewesen, welches die Ohren der Herren Kollegen für die schönen Worte ihres allverehrten Freundes Alster für heute eisenfest verschlossen hatte.

Die Vorschläge Wichtels wurden von der Mehrheit der Verwaltungsrathsmitglieder zum Antrag erhoben und mit allen gegen zwei Stimmen, darunter die Alsters, angenommen. Der Oberbaurath übernahm den Auftrag, sofort mit dem Engagement von mehreren tausend ostdeutschen Arbeitern vorzugehen und die Bahnarbeiten im weitesten Umfange, sobald als es die Witterung nur irgend erlauben würde, beginnen zu lassen.

Was im Verwaltungsrathe vorgegangen und beschlossen worden war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch Stadt und Land. Billigung und Mißbilligung machten sich geltend; die einen bewunderten und priesen die hohe Weisheit der Eisenbahnchefs, während die andern einen bedenklichen Widerspruch in dem Handeln von heute finden wollten gegenüber den schönen Humanitätsreden und Wohlthätigkeitsaufrufen, welche dieselben Herren zur Zeit des schlimmsten Nothstandes zu Gunsten der armen Gebirgsbewohner losgelassen hatten.

Während in P. selbst die öffentliche Stimmung eine getheilte blieb und keine besondere Aufregung vorerst weder für noch gegen das nun kaum noch abzuwendende Vorhaben der Eisenbahnleitung zu bemerken war, schlug die Nachricht in der Baugegend im Gebirge ein wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Zuerst herrschte ein paar Tage eine unheimliche Stille, dann vernahm man überall und aus jedem Munde den Ruf: Rein, wir können es nicht glauben, es ist garnicht möglich. Uns hat man Arbeit versprochen, wir haben gehungert und haben die Noth an unsere Thüren klopfen sehen in jeder Gestalt, wir darben noch und werden wieder hungern und verhungern, wenn wir Arbeit — wenn wir diese Arbeit nicht bekommen. Uns will man tausende von fremden Arbeitern ins Land schleppen, damit wir zusehen können, wie sie arbeiten, wir werden bettelnd auf den Dorfstraßen umherlungern und unsere Kinder aus Nahrungsmangel daheim elend zugrunde gehen — nein, nein, tausendmal nein — es ist und bleibt rein nicht menschenmöglich.

So tönten die Entrüstungs- und Angitrufe auf allen Wegen und Stegen, in allen Wirthshäusern und Wohnungen der Gebirgsdörfer wider, und diese Rufe pflanzten sich fort bis in die Zeitungen von P. und über P. hinaus in die des ganzen Landes und riefen überall Aufregung und Bewegung, Bitterkeit und Feindseligkeit gegen die Eisenbahnverwaltung hervor. (Fortsetzung folgt.)

Presse und Censur in Rußland. Die Existenz einer periodischen Literatur in Rußland datirt seit Peter dem Großen, der zuerst eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift ins Leben rief, welche sich nur mit Wissenschaften und schönen Künsten beschäftigte. Ihr folgte 1755, die Vorgängerin an Lebenskraft übertreffend, die „Moskauer Zeitung“ („Moskovskaja Wedomosti“), welche jetzt ihren 125. Jahrgang erreicht hat. Diese ersten Zeitungen, denen 1802 in Petersburg der „Europäische Wote“ („Wjestnik Eoropy“) und 1809 in Moskau der „Russische Wote“ („Russkij Wjestnik“) folgte, waren ausschließlich der Literatur und Kunstkritik gewidmet. Gleichwohl bildeten sich auch hier bereits politische Gegensätze aus. Der „Europäische Wote“ entwickelte sich als Vertreter und Förderer des modernen Liberalismus und der „Russische Wote“ machte in Kunstkritiken, Novellen und wissenschaftlichen Aufsätzen für die Ideen Propaganda, deren Gesamtheit sich heute wohl ausgedehnter unter dem Begriffe des „Panflavisimus“ präsentirt. Also entwickelte sich unter den Fittigen der von der Regierung freundlich geförderten „Welletristit“ eine politische Zeitungsliteratur, die in den engsten Grenzen zu halten das Regime des Kaisers Nikolaus nachdrücklich bestrebt war. Das natürliche Mittel hierzu bot sich in der Censur. Auch das übrige Europa kannte und kennt noch diese Institution, aber nirgends hat sie so reiche und so seltsame Blüten getrieben als im „heiligen“ Rußland. Daß es den Zeitungen untersagt war, irgend etwas an der Regierung oder ihren Funktionären zu tadeln, mag sich in Rußland von selbst verstehen, aber man ging weiter und verbot ausdrücklich jeden Verbesserungsorschlag. Die Censur des Kaisers Nikolaus war eine doppelte. Den Einbruch fremder Geistesprodukte überwachte und hinderte an den Grenzen des Czarenreiches der Zollwächter mit den bekannnten scharfen Augen und hohlen Händen. Im Innern war es ein völliges System von Zensoren, welches die ge-

druckt sein wollende Literatur behütete. Da trennte sich von der allgemeinen Censurbehörde, welche ursprünglich dem Unterrichtsministerium untergeordnet war, zuerst die geistliche Censur ab, die auch noch heute besteht. Dann bildete sich dieses System der Arbeitstheilung immer weiter aus. In das Kriegsministerium kamen die Manuskripte, welche militärische Dinge behandelten; in das Finanzministerium wanderte, was auf Volks- und Staatswirthschaft Bezug hatte, und so ging das fort bis zu den Gestüttsdirektionen und bis zur Verwaltung der petersburger-moskauer Eisenbahnen, welche alle Schriften censurte, die den Betrieb ihrer Linien erörtern wollten. In gleicher Weise entwickelte sich dieses Protektions- und Censursystem an den Universitäten und Akademien, an welchen die angestellten Professoren den in ihr Fach einschlagenden Publikationen das Imprimatur (deutsch: es werde gedruckt) erteilten. So geschah es denn, daß weit mehr „Geschicklichkeit und Wissen“ nöthig waren, ein Buch zum Druck zu befördern, als dazu, ein gutes Buch zu schreiben und selbst die alten römischen und griechischen Schriftsteller wurden nur verstümmelt den Unterthanen des Czaren verabreicht. Mit dem Regierungsantritte Alexander II. wurden diese Spezialcensuren beseitigt, aber die allgemeine Censur blieb bestehen. Sie handhabte ihr Amt bald streng, bald nachsichtig, nach den wechselnden Strömungen und Stimmungen; sie erlaubte auswärtige Bücher heute und verbot den nächsten Tag andere; der index romanus, das Verzeichniß der seitens des Papstes verbotenen Bücher, fand im feindlichen Petersburg seinen Genossen, nur daß man im vorichtigen Rom auf gefährliche Prinzipien schandete, während den petersburger Censoren Prinzipien und Doktrinen recht harmlos vorlamen, wenn nur nicht unangenehme Thatfachen und praktische Erörterungen vorgebracht wurden. So lernte die jegige russische Jugend die extravagantesten Theorien kennen und ihrer Phantasie blieb die Ausführung überlassen; so wurde

diese Phantasie durch die leichtfertigen und unästhetischen, aber erlaubten Ableger der westländischen Literatur vergiftet, so bildeten sich die ersten geheimen Gesellschaften zur Anschaffung und Lektüre von verbotenen Büchern, so wurden die Bande, welche den Genuß der „verbotenen Frucht“ um die Genossen schlang, durch die Furcht vor der Strafe gestärkt; so bildete sich der Verschwörungstrieb in der russischen Gesellschaft. Auch die offene Tagespresse fand Mittel, die Censur zu täuschen und zu umgehen. In keinem Staate ist die Kunst der Anspielungen, welche das Nichtgesagte errathen lassen, der Anwürfe, welche das Gegenheil dessen bedeuten, was sie vorbringen, die Kunst zu tadeln in den Formen der Lobeserhebung, dieselbe Kunst, mit der Provost-Paradol und Forcade das zweite Kaiserreich bekämpften, weiter gediehen als in Rußland. Die reichsten und schärfsten Waffen aber bezog die russische Presse von der Regierung. Der discretionären Gewalt eines Gouvernements preisgegeben, das selbst kein einheitliches ist und in welchem die verschiedenen Departements fortwährend mit einander in Konflikte gerathen, wurde für jedes Blatt ein einflussreicher Patron zur unentbehrlichen Existenzbedingung. Alle die Meinungsverschiedenheiten und rivalitäten im Schoße der Verwaltung fanden ihre Organe in der Presse; das Publikum las, lachte und wußte, wie viel es vom Angreifer und Betroffenen zu halten hatte, und bei den „kompetenten“ Lesern wurden diese Angriffe zu Denunziationen und übten vernichtende Wirkung der Censur zum Trotz. Vornehmere Schriftsteller suchten im Auslande ein Asyl für ihre patriotischen Strebungen. Herzen insbesondere hat mit seiner „Glocke“ („Kokolok“) den Weg gezeigt und eröffnet, welchen heute die Verschwörer als Laufgräben zur Vernichtung des bestehenden Regimes benützen. Der „Kokolok“ erschien in London und wurde in Rußland ebenso streng verboten, wie — allgemein gelesen. Der eifrigste Leser war Kaiser Alexander II. Eine Nummer enthielt einmal mit allen Beweisen heftige Angriffe gegen einige Personen des Hofes. In ihrer Verzweiflung ließen die Aermsten eine andere Nummer drucken, in der natürlich der unbequeme Artikel fehlte. Wenige Tage darauf fand der Kaiser das echte Exemplar auf seinem Schreibtische, und in der nächsten Nummer erzählte Herzen seinem kaiserlichen Leser den Versuch und das Mißglücken jenes Hofstreiches. Das heißt, man ließ den Journalen die Wahl, sich wie bisher der Präventivcensur zu unterwerfen oder gegen eine Kaution von 2500 Rubel frei zu schreiben unter Gewärtigung der Verwarnung, Suspendierung, gerichtlichen Verfolgung, Entziehung des Postdebites und des Rechtes, Inserate aufzunehmen. Man sieht, daß die Freiheit wenig damit gewann, aber um so mehr die Bequemlichkeit. Die Aktualität der Nachrichten und Artikel war gewonnen; für die heilsame Tendenz sorgte jetzt der Eigennuß der um ihr rentables Unternehmen besorgten Herausgeber und auch wohl die Regierung selbst, welche durch Communiqués den Journalen eröffnet, welche Thematika derzeit „unpassend“ erscheinen. Rußland findet heute seine öffentliche Meinung durch eine respektable Anzahl großer Blätter wie „Golos“, „Petersburger Zeitung“, „Moskauer Zeitung“, „Börsezeitung“ und „Neu-Zeit“ repräsentiert. Abel und Bürgerschaft können diese Zeitungen und die ausländischen, soweit sie der Censur nicht „in Kaviar taucht“, halten und lesen. — Das Volk hört auf den Popen (Priester), den Tschinownik (Beamte) oder den Verschwörer; lesen kann es nicht. In den Provinzialstädten herrscht noch die Censur, und man mag sich vorstellen, mit welcher Freundslichkeit der Censur das Erscheinen eines neuen Zeitungsblattes begrüßt, das seine Arbeitsstunden und seine Verdienlichkeiten vermehrt. Ein Prozeß hat vor kurzem auf die Zustände der russischen Provinzpresse ein grelles Streiflicht geworfen. Es handelte sich um den „Obzor“ in Tiflis. Der Redakteur dieses Blattes, ein Armenier namens Nikoladze, war angeklagt, einen Artikel, trotz des Censurverbotes, gedruckt oder vielmehr die Erlaubniß des Censors zum Abdrucken erpreßt zu haben. Der Censor erzählt die Sache selbst folgendermaßen: Der fragliche Artikel war ein Feuilleton mit der Ueberschrift: „Sonntagsplaudereien.“ Ich erhielt den Artikel Samstag Abends, las ihn und sendete ihn mit dem Verbote des Abdrucks zurück. Darauf legte ich mich schlafen. Ungefähr zwei Uhr morgens, eine Stunde, nachdem ich meinen Voten an die Redaktion geschickt hatte, werde ich durch Läuten geweckt. Ich gehe auf den Balkon und höre unten den Angeklagten, der mich heftig zur Rede stellt, warum ich das Feuilleton verboten hätte. Er verlangte, von mir empfangen zu werden, und, da ich mich weigerte, fing er einen solchen Värm an, daß in der Straße bald alles wach wurde. Da in der Nachbarschaft mehrere „Persönlichkeiten“ (soll heißen: angesehenere Personen) wohnen, so mußte ich dem Standal ein Ende machen und wohl oder übel den ergriminten Redakteur zu mir einlassen. Oben verlangte er ein Glas Brantwein, um sich zu beruhigen; dann lasen wir den Artikel zusammen, sprachen darüber, er war aber so heftig, so obstinat, daß ich endlich — die Erlaubniß zum Abdrucke mit einigen Aenderungen gab. Freilich hätte ich es für besser gehalten, den Artikel ganz zu verbieten, und ich wich nur der Gewalt. — Der Redakteur des „Obzor“ wurde freigesprochen und — drei Wochen später hatte der „Obzor“ zu erscheinen aufgehört. Nikoladze hatte den Kampf mit dem freundlichen Censor aufgegeben.

Zu der „Höhle der Winde“ unter den Fällen des Niagara-Flusses. (Bild Seite 340 u. 41). Von allen Sehenswürdigkeiten auf unserer Erde, behauptet der vielgereiste Engländer Trollope, gebührt der Preis dem Niagarafall. Der Niagarafluß ist die Verbindungsader

zwischen den nordamerikanischen Seen Erie und Ontario, welsch' letzterer die Grenze zwischen dem britischen Kanada und dem Staat Newyork bildet. Der Fluß durchläuft mit seinen Krümmungen eine Strecke von 7 Meilen. Etwa 1 1/2 Meilen unterhalb Fort Erie theilt sich der Fluß in zwei Arme, welche die zu Newyork gehörige Insel Grand-Island umfließen und nach einem Laufe von 2 Meilen sich wieder vereinigen; vor dem Ausflusse des westlichen Armes liegt das britische Inselchen Navy. Etwa 1 Meile weiter unterhalb, Détour genannt, bei dem zu Newyork gehörenden Dorfe Manchester bildet der Strom den weltberühmten Katarakt des Niagarafalls. Der Sturz der mächtigen Wassermassen, die man auf 15 Millionen Kubikfuß in der Minute schätzt, aus einer Höhe von etwa 160 Fuß, bietet ein Schauspiel dar, welchem kein anderes zu vergleichen, und das durch keine Schilderung würdig darzustellen ist. Unveränderlich ist die Fluth in ihrer Größe, und das Auge kann keinen Unterschied in der Wucht, in dem Ton oder der Gewalt des Falls erkennen, man mag ihn in der Trockenheit des Herbstes, unter den Stürmen des Winters oder nach dem Aufthauen der oberen Eiszelten in den Tagen des Frühsummers besuchen. Einen eigenthümlichen Charakter erhält der Fall dadurch, daß das Wasser im Sturz nicht gebrochen wird, sodaß sich unterhalb des Falls aus hinlänglicher Entfernung der wunderbare Anblick einer senkrechten Riesenwasserwand darbietet. Das 84 Fuß dicke, fast ganz horizontale Kalksteinlager, über welches die ungeheure Wassermasse herabstürzt, ruht auf einem noch mächtigeren Schieferlager, das durch den seinen Staubregen, den der Wind und das Aufschäumen der Wassermasse in die Höhe treibt, ohne Unterlaß zerjagt wird, so daß der seiner Unterlage beraubte Kalkstein in großen Massen nachstürzt, wie dies namentlich den 28. Dezbr. 1828 und im September 1853 geschah. Durch diese fortdauernde Zerstörung der Felsen seines Bettes geht der Niagarafall immer weiter nach dem Eriejee zurück, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Fall einst weiter unten bei der Stadt Queenstown war, wo sich plötzlich steile, hohe Berggründen zu beiden Seiten des Flusses erheben. Quer im Niagarafluß, ehe dieser in den Abgrund stürzt, liegt, seine Fluten in zwei Arme und zwei Fälle, einen östlichen und einen westlichen, theilend, ein umfangreiches Eiland, Goats-Island, oder Ziegeninsel genannt, zu welchem eine breite Brücke hinüberführt. Von Goats-Island springt eine Klippe in den westlichen, wegen seiner einen konkaven Bogen bildenden Form Horschhoe (Hufeisen) genannten Fall hinaus, von welcher aus man bequem und sicher in das Chaos brandenden Wassers und zackigen Felsens hinabsehen kann. Ein noch großartigeres Schauspiel genießt man, wenn man von Goats-Island aus in jenen Raum hinabsteigt, welcher sich zwischen der Felswand und den über sie in Bogen hinabstürzenden Fluten befindet. Das ist der Schauplatz unseres Bildes, die berühmte Cave of winds (Höhle der Winde), das Hochzeitgemach des Wassers und der Sturmbräut, ein kleiner Theil nur der der Fälle, unter welchen sich der Mensch wagen kann. Wie aus unserem Bilde ersichtlich, sind es auch Mitglieber des „schönen“ Geschlechts, die sich in die Werkstatt der aufgeregten Elemente gewagt haben. Der Sprühregen, welcher diesen ganzen Raum erfüllt, und den Eindringling in kurzer Zeit vollständig durchnäßt, macht es notwendig, daß diejenigen, welche das Wagniß, unter den Wasserfall zu gehen, unternehmen wollen, mit einem wasserdichten Anzug sich umhüllen und Filzspantoffeln an die Füße binden, denn nur sie ermöglichen ein Voranschreiten auf dem schlüpfrigen Gestein. Aber das Unheimliche der Expedition liegt weniger in der Glätte und Zerklüftung des Pfades, auf welchem man sich zwischen der Wasser- und Felsenwand hindurchzwängen muß. Wirklich beängstigend, ja für Kleinmüthige überwältigend, wie die Damen unseres Bildes beweisen, wirkt der ungeheure Luftdruck, der athemraubende Zug, welcher schneidend und pfeifend dem Eindringling entgegen schlägt. Graue, nebelige Dämmerung umgibt ihn. Raum das Nächste vermag er durch die Masse des hin- und hergepeitschten Sprühregens zu erkennen. Ueber seinem Haupte wölbt sich der Fall. Das Gestein unter seinen Füßen bebzt. Betäubt und nach Luft ringend sehen wir die Frauen den Männern in die Arme fallen; die Männer selbst müssen sich mit aller Gewalt an die Felsenwand drücken, um nicht in den schaumgepeitschten Abgrund gerissen zu werden. Auch der stärkste Schrei, der jetzt der geängstigten Menschenbrust entfliegt — er würde am Ohr des nächsten Nachbarn ungehört verhallen. Aber es gibt kein Rückwärts! Voran muß, wer einmal soweit vorgebrungen. Längs der Felsenmauer auf und nieder, wo die Breite des Vorsprungs für den menschlichen Fuß zu schmal wird, führt ein schlüpfriger Weg. Endlich wird es heller — schon löst sich der unsägliche Druck von Gehör und Lunge, und der volle Tag begrüßt aufs neue die Tiefaufatmenden. Es war ein anstrengendes, echt amerikanisches Vergnügen, aber noch lange nicht so gefahrvoll, wie der vor mehreren Jahren unter großem Andrang der Zuschauer aus beiden Hemisphären von dem berühmten Seiltänzer Blondin ausgeführte Spaziergang auf einem über dem Wasserfall von der Staat Newyorkseite nach dem kanadischen Ufer gespannten Seile. Der berühmte Waghals nennt den Uebergang selbst sein Meisterstück und berichtet darüber in seinen Memoiren, daß er sich zwischen den 230 bis 280 Fuß hohen Felsenwänden, über dem Abgrunde, aus welchem weiße Schaum- und Wolkenmassen emporsteigen, die meilenweit gesehen werden, wie ein geflügeltes Wesen vorkam. Da die Niagarafälle die direkte Wasserverbindung zwischen den Seen völlig unterbrechen, so hat man auf der kanadischen Seite den wichtigen Wellendkanal angelegt, der von Port Colbourne am Eriejee gegen Norden nach Port Dalhousie am Ontariosee führt. Am 4. Juli 1848 ward eine

Hängebrücke unterhalb der Fälle eröffnet. Dieselbe liegt 235 Fuß über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 750 Fuß und ist 38 Fuß breit. Ueber dieses kühne Werk führt jetzt sogar eine Eisenbahn. Die beste Totalansicht über die Brücke und die Niagarafälle zugleich hat man von Table Rock (Tafelfelsen), einem 140 Fuß hohen Felsenvorsprung auf der kanadischen Seite. Durch die Eröffnung der Querbahn des nordamerikanischen Kontinents (Newyork-San-Francisco) gehören die Niagarafälle zu jenen Sehenswürdigkeiten, die man auf einer Spaziersfahrt um die Welt im Fluge mitnimmt. *Y.*

Poetische Aehrenlese.

Die Spinnerin.

Ich saß und spann vor meiner Thür;
Da kam ein junger Mann gegangen.
Sein braunes Auge lachte mir,
Und röthlich glühten seine Wangen.
Ich saß vom Koden auf, und sann,
Und saß verschämt, und spann und spann.

Gar freundlich bot er guten Tag,
Und trat mit holder Scheu mir näher.
Mir ward so angst; der Faden brach:
Das Herz im Busen schlug mir höher.
Betroffen knüpf' ich wieder an,
Und saß verschämt, und spann und spann.

Lieblosend drückt' er mir die Hand
Und schwur, daß keine Hand ihr gleiche,
Die schönste nicht im ganzen Land,
An Schwanenweiß und Rind und Weiche.
Wie sehr dies Lob mein Herz gewann;
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Auf meinen Stuhl lehnt' er den Arm,
Und rühmte sehr das feine Fädchen.
Sein naher Mund, so roth und warm,
Wie zärtlich haucht er: Süßes Mädchen!
Wie blühte mich sein Auge an!
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Indeß an meiner Wange her
Sein schönes Angesicht sich bückte,
Begegnet ihm von Ohngefähr
Mein Haupt, das sanft im Spinnen nickte.
Da küßte mich der schöne Mann.
Ich saß verschämt, und spann und spann.

Mit großem Ernst verwies ich's ihm;
Doch ward er kühner stets und freier,
Umarmte mich mit Ungeßüm,
Und küßte mich so roth wie Feuer.
O sagt mir, Schwestern, sagt mir an,
War's möglich, daß ich weiter spann?

Boß.

Altcrthümer in Kinderstube und Speisekammer. Uralten Ursprungs ist vielerlei, was uns tagtäglich vor Augen kommt und viele von uns wie eine Reliquie aus verschollenen Jahrtausenden anmuthet. Die Kapper z. B., welche wir dem Kinde in die Hand geben, diente bei den Alten dazu, die bösen Geister zu vertreiben; die Puppe, welche das Kleine als Spielzeug erhält, sollte einst als guter Geist bei dem Kinde Wachtdienste verrichten. Die ägyptischen Truppen schon führten auf ihren Standarten das Zeichen des Adlers (Sonnengott Horus), und wenn heute noch die sparsame Hausfrau auf dem Lande über das Brot, bevor sie es anschnidet, mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes macht, so ist das nicht das christliche Symbol, sondern das uralte \times (in der Mathematik das Zeichen der Vermehrung); der Brotlaib aber ist das wahrhafte Symbol des Leibes mit dem Nabel in der Mitte, wie überhaupt die meisten Bäckewaaren noch heute dieselbe Form haben, in der sie (anstatt der früheren Menschenopfer) als Opfer den Göttern dargebracht wurden. *-z-*

Wasserheilkunde vor beinahe zwei Jahrtausenden. Heutzutage wird die sogenannte „Kurfürsterei“ — wie man es recht bezeichnend nennt, wenn ein Nichtprivilegirter einem Kranken mit Rath und That zur Seite steht — offiziell nicht nur nicht belohnt, sondern es hat vielmehr unser deutsches Reichsstrafgesetzbuch einen eigenen Paragraphen für denjenigen, der „ohne polizeiliche Erlaubniß“ Arzneien zc. „an andere überläßt“. Kaiser Augustus, der erste römische Kaiser, war anderer Ansicht. Er war einst (ob infolge oder trotz der Behandlung seiner Leibärzte, mag dahingestellt sein) lebensgefährlich erkrankt, als er hörte, daß einer seiner Sklaven auf Verlangen mit Wasser etwas „kurfürste“. Sofort ließ er diesen, Antonius Musa mit Namen, rufen, und siehe da, nach kurzer Zeit genas der Kaiser durch Baden und Wassertrinken. Musa erhielt zum Danke nicht nur die Freilassung und das römische Bürgerrecht, sondern es wurde dem undoktorirten Kurfürstler sogar eine Ehrensäule errichtet. *-z-*

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Freimaurer gibt es im ganzen etwa 500 000 (8000 sogenannte Logen). 35 000 Mitglieder (ca. 300 Logen) entfallen davon auf Deutschland, 2000 Logen auf Großbritannien und gegen 5000 Logen auf Amerika. *-z-*

Die Bevölkerung der Erde beläuft sich gegenwärtig auf rund 1350 Millionen, wovon auf Europa 285 Millionen kommen. Unter 1000 Personen befinden sich in Deutschland 502 weiblichen und 498 männlichen Geschlechts, 172 in einem Alter von 1 bis 6 Jahren, 148 von 7 bis 13 Jahren, 120 von 14 bis 19 Jahren, 368 von 20 bis 44 Jahren, 129 von 45 bis 59 Jahren, 63 von 60 bis 90 Jahren. Erst unter 3900 Personen befindet sich eine, welche das 90. Lebensjahr überschritten hat. *-z-*

Die Zahl der Sprachen wird auf 860 geschätzt (nach anderen sogar auf 3640). Es kommen hiervon auf Europa 53, Afrika 114, Australien 117, Asien 153 und Amerika 423. *-z-*

Personennamen bei den Römern. Wie man heutzutage den „Dienstmann Nummer 11“ ruft oder der Gefangenenaufseher den in der Zelle Nr. 46 eingesperrten Sträfling nicht anders als „Nummer 46“ nennt, wie wir jetzt die Häuser numeriren, — so numerirten einst die alten Römer ihre Kinder. Sie thaten dies, weil sie nur einen sehr kleinen Vorrath an Vornamen besaßen. Das fünfte Kind bekam den Vornamen Quintus (Quintilius), das sechste Sextus (Sextus), das siebente Septimus; derjenige, dem achtfache Kindersegen beschieden, wußte sich nicht anders zu helfen, als sein Söhnchen Octavius (Octavianus [Nichter]), oder sein Töchterchen Octavia zu rufen. — Zur Zeit der Republik besaßen die römischen Bürger mindestens zwei, meist aber drei Namen und zwar: einen Vornamen (praenomen, z. B. Marcus), einen Namen (nomen, z. B. Tullius) und einen Zunamen (cognomen, z. B. Cicero). Die ca. 30 Vornamen (z. B. Lucius — wahrscheinlich von lux = Licht herrührend — Marcus, Martinus — vom Kriegsgott Mars abgeleitet zc.) vertraten die Stelle unserer heutigen Taufnamen; der darauf folgende Name bezeichnete den Stamm, zu welchem ein Römer gehörte. Die Glieder eines Geschlechtes trugen einen und denselben Namen, der gewöhnlich — wie man annimmt — eine Eigenschaft, die der Gründer des Stammes besaßen, bezeichnete. So soll der erste Porcius ein Schweinezüchter (porcus = das Schwein) gewesen sein. Der dritte Name (Zuname) zeigte an, zu welcher Familie — jedes Geschlecht bez. jeder Stamm zerfiel natürlich in einzelne Familien — der Betreffende gehörte. Solche Familiennamen sind z. B. Agricola (Bauer, Landmann), Brutus (d. h. dumm), Cäsar (Krause, von kraushaarig oder langhaarig?), Magnus (groß), Scipio (Stab). Publius Cornelius Scipio (aus der Familie der Scipionen, welche dem Stamme der Cornelier angehörte) erhielt ausnahmsweise noch, nachdem er in Afrika siegreich gekämpft, zur Auszeichnung den Titel „Africanus“ als vierten Namen, sein Bruder, der Konful Lucius Cornelius Scipio, der in Asien siegreich gewesen war, empfing den Beinamen „Asiaticus“. — Die Sklaven mußten sich mit einem Namen begnügen, wußten sie indeß infolge besonderer Geschicklichkeit in der Arbeit oder aus sonst einem Grunde freigelassen, so bekamen sie Vor- und Geschlechtsnamen des letzten Besitzers und der eigne Name ward zum Familiennamen. So erhielt der als Erfinder der römischen Stenographie bekannte Freigelassene des berühmten Redners Cicero, dessen Vornamen und Namen und hieß demzufolge Marcus Tullius Tiro. Das von demselben erfundene Schnellschriftsystem wurde nach seinem Namen „Tironische Noten“ genannt. *-z-*

Inhalt. Ein verlornen Mann, von Hermann Hirschfeld (Fortsetzung). — Die Verirrungen modernster Naturwissenschaft, eine Wieder- geburt der Monadenlehre Giordano Bruno's, von H. W. Fabian. — Brennstoffe und Wohnungsheizung, von Rothberg-Lindener (Schluß). — Zerrfahrten, von L. Rosenbergs (Fortsetzung). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. . . . (Fortsetzung). — Presse und Censur in Rußland. — In der „Höhle der Winde“ unter den Fällen des Niagarastromes (mit Illust.). — Poetische Aehrenlese: Die Spinnerin, von Boß. — Altcrthümer in Kinderstube und Speisekammer. — Wasserheilkunde vor beinahe zwei Jahrtausenden. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.